

SCHRÖDER, JÜRGEN, *Das Computermodell des Geistes in der analytischen Philosophie und in der kognitiven Psychologie des Sprachverstehens* (Epistemata Philosophie 122). Würzburg: Königshausen & Neumann 1992. 232 S.

Es waren mehrere Einflüsse, deren Zusammenwirken die Entstehung des sogenannten „Computermodell des Geistes“ begünstigt hat. In der Psychologie hatte der Einfluß des Behaviorismus seinen Höhepunkt überschritten. Man interessierte sich nicht mehr bloß für die Oberfläche, sondern auch für die Feinmechanik des Geistes. In der Philosophie war der Höhepunkt des Einflusses des anti-metaphysischen Sprachspielpragmatismus ebenfalls überschritten. Man suchte nach einer mit den methodischen Idealen der Naturwissenschaften verträglichen naturalisierten Theorie des Geistes. Das Scheitern der einfachen Formen der psycho-physischen Identitätsthese vor allem am Problem der multiplen Realisierbarkeit mentaler Eigenschaften gab Anlaß zum Entstehen des Funktionalismus. Dieser orientierte sich in seiner ersten Entwicklungsphase am Modell der Turingmaschine: einem als theoretisches Konstrukt eingeführten, einfachen, aber extrem vielseitigen Rechenautomaten. Die überaus schnelle und alle Lebensbereiche betreffende praktische Realisierung elektronischer Rechenautomaten war ein weiterer Faktor, der es begünstigte, daß alle geistigen Phänomene bevorzugt als Prozesse der Informationsverarbeitung betrachtet wurden. – Um die Ergebnisse des Zusammenspiels dieser Geistesströmungen studieren zu können, muß man im allgemeinen auf englischsprachige Texte zurückgreifen. Es ist ein Verdienst der vorliegenden Studie, einen kurzen und komprimierten Überblick über die Arbeiten einflußreicher angloamerikanischer Philosophen und Psychologen zu geben. S. beschränkt sich allerdings nicht nur auf eine Darstellung der Kernthesen bedeutender Funktionalisten und kognitiver Psychologen, sondern verfolgt eine kritische Absicht. Die Kernthese besteht vereinfachend gesprochen darin, daß der Funktionalismus keine befriedigende Theorie des mentalen Gehaltes anbieten kann. Der Gehalt von mentalen Repräsentationen bzw. von Ausdrücken der mentalen Sprache läßt sich nicht allein durch deren funktionale Einbettung bestimmen. Insbesondere erweist es sich als schwierig, den sogenannten „weiten Gehalt“ funktionalistisch zu erfassen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die kognitive Psychologie zur Bestimmung mentaler Gehalte über die vom Funktionalismus angebotenen Kriterien hinaus auf andere inhaltliche Kriterien zurückgreifen muß. Derzeit verbreitete psychologische Theorien implizieren also keineswegs einen philosophischen Funktionalismus als ihre metaphysische Grundlage. Es sind die spezifischen Schwächen des Funktionalismus, die das Computermodell des Geistes auch für die philosophische Grundlegung der psychologischen Forschung als zu schwach erscheinen lassen.

Der Text gliedert sich in zwei Hauptteile. Der erste Teil untersucht den Funktionalismus als philosophische Theorie, der zweite Teil behandelt ausgewählte Theorien der kognitiven Psychologie des Sprachverstehens. Der erste Teil beginnt mit einer kurzen Darstellung des Leib-Seele-Problems. Über die dort vorgeschlagene Klassifikation der Positionen ließe sich trefflich streiten. Richtig ist der Hinweis, daß die allgemeinere Frage nach dem ontologischen Status des Geistes (der Seele) begrifflich unterschieden ist von dem spezielleren Problem der mentalen Verursachung. In diesem Sinne ist auch die Formulierung des Leib-Seele-Problems in Bieri (1981) nicht ganz glücklich. Mit geringfügigen Korrekturen, die er inzwischen vorgenommen hat, läßt das Bieri-Schema jedoch eine spezifischere Gliederung zu als die von Sch. vorgeschlagene recht grobe Einteilung (6). Dies hier im einzelnen aufzuzeigen, ist leider wegen der quantitativen Grenzen nicht möglich. Es ist aber fast unvermeidlich für eine solche Arbeit, die auf nur etwas mehr als 200 Seiten eine so weit gespannte Thematik bearbeitet, an vielen Stellen Probleme oder Autoren selektiv und vergrößernd darstellen zu müssen. Ich werde auf dieses Problem noch zurückkommen. Der erste Teil enthält des weiteren eine Darstellung von Davidsons anomalem Monismus und eine historische und systematische Darstellung der psycho-physischen Identitätstheorie als Hinführung zur Darstellung und Kritik des Funktionalismus, der an den Autoren Putnam, Fodor und Stich exemplifiziert wird. Die Kritik am Funktionalismus fußt hauptsächlich auf dem bereits erwähnten methodologischen Solipsismus und zudem auf der in jüngerer Zeit haupt-

sächlich von Putnam vorgetragene Kritik an der (Typen-)Identitätsthese bezüglich mentaler und funktionaler Zustände oder Eigenschaften. Wenig beachtet wurden von Sch. die neueren Versuche, über einen teleologischen Funktionalismus den methodologischen Solipsismus zu überwinden. Vermutlich liegt das darin begründet, daß diese Theorien mehr Anleihen bei der Evolutionstheorie und der Biologie als bei der Automatentheorie und der Informatik machen, und damit aus der Themenstellung zumindest auf den ersten Blick etwas herausfallen. Es sollte jedoch nicht übersehen werden, daß der Funktionalismus in ihnen eine wichtige Weiterentwicklung erfährt, die auch für eine erweiterte Automatentheorie (Roboter) Auswirkungen hat.

Der zweite Teil behandelt die Autoren Johnson-Laird, Kintsch und van Dijk. Es stellt sich bei der Analyse dieser Theorien heraus, daß die mentalen Gehalte in ihnen nicht über formale, syntaktische Strukturen individualisiert werden. Einerseits ist unmittelbar klar, daß jede formale Struktur (z. B. eine bestimmte formale Fassung eines mentalen Modelles im Sinne Johnson-Lairds) sofort wiederum *interpretiert* werden müßte. Die dabei zwangsläufig (aus modelltheoretischen Gründen) entstehende Vieldeutigkeit steht einer rein formalen Individuation des Gehaltes im Wege. Desweiteren scheint es so zu sein, daß man beispielsweise bestimmte mentale Modelle, die man auf eine intuitive Weise erfaßt, auf verschiedene Weise formalisieren kann. Sch. behauptet, daß (um beim Beispiel zu bleiben) ein mentales Modell primär inhaltlich und nicht formal erfaßt wird. Leider bleibt er dem Leser eine wirklich aufschlußreiche Erklärung dieser inhaltlichen Erfassung schuldig. Die inhaltliche Ebene liegt im Abstraktheitsgrad eine Stufe über der formalen Ebene, da jeder inhaltlich individualisierte mentale Gehalt in einer Vielzahl formal individualisierter Gehalte abbildbar ist. Vermutlich geschieht die inhaltliche Individuation durch die konstruktive interpretatorische Praxis der alltäglichen oder wissenschaftlichen Psychologie. Die philosophische Pointe der Studie läge dann in dem Aufweis, daß sich diese interpretatorische Praxis nicht auf etwas Grundlegendes, wissenschaftlich Härteres (wie formale, funktionale Strukturen) reduzieren läßt. Dieser Punkt hätte eine etwas klarere Ausarbeitung verdient. Ein weiteres Ergebnis des zweiten Hauptteils soll hier noch erwähnt werden. Sch. arbeitet heraus, daß es den genannten Autoren bei den von ihnen vorgeschlagenen maschinenlesbaren formalen Exemplifizierungen ihrer Theorien gerade nicht um eine (metaphysische) Bestimmung der Natur mentaler Zustände geht, sondern um das viel bescheidenere pragmatische Ziel, bestimmte Teile ihrer Theorie auf einer Maschine zu simulieren und zu testen. Diese Einstellung wurde unter dem Stichwort „methodologischer Funktionalismus“ bekannt. Dem methodologischen Funktionalisten liegt nicht an einer Lösung des Leib-Seele-Problems, sondern an einer Forschungsstrategie für die kognitive Psychologie, welche die moderne Informationstechnologie als Hilfsmittel inkorporieren kann. Die Verwechslung eines metaphysischen mit einem methodologischen Funktionalismus ist die Quelle vieler Mißverständnisse. Der methodologische Funktionalist behauptet nicht, daß der menschliche Geist ein Computer ist, sondern daß sich bestimmte Funktionen des menschlichen Geistes zu Forschungszwecken auf dem Computer simulieren lassen. Wenn Sch. vom Computermodell des Geistes spricht, so hat er die stärkere These im Blick, nach welcher wir – sich evolutiv entwickelt habende – Computer sind. Letztere starke These – das ist die Essenz der vorliegenden Arbeit – läßt sich wegen der Schwierigkeiten des Funktionalismus weder philosophisch gut begründen, noch wird sie von den untersuchten Theorien der kognitiven Psychologie impliziert. Für den Leser ist es allerdings nicht immer einfach, den präzisen Begründungsgang zu verfolgen. Dadurch, daß eine nicht unerhebliche Anzahl höchst unterschiedlicher Autoren zur Darstellung kommt, gerät der inhaltliche Zusammenhang der Untersuchung manchmal aus dem Blick. Wenn die systematischen philosophischen Linien mit etwas mehr Kraft gezogen worden wären, hätte das Bild an Klarheit gewonnen. Auf der anderen Seite leisten die Kurzdarstellungen der verschiedenen Autoren auch einen gerade für den deutschen Sprachraum nützlichen Dienst. Insgesamt bietet der Band eine interessante Lektüre für analytisch orientierte Philosophen, theoretische Psychologen und Kognitionswissenschaftler.

G. BRÜNTRUP S.J.